



Bild: Theo Sundermeier (Quelle: privat)

Theo Sundermeier

Geboren am 12. August 1935 in Bünde/Westfalen

Professor em. für Missionswissenschaft und Religionsgeschichte an der Universität Heidelberg

Theo Sundermeier: Ein konvivialer Theologe

Benjamin Simon

Wer das große Glück hat, Theo Sundermeier privat kennen gelernt zu haben, der weiß, wie sehr er lebt, was er schreibt und lehrt.

Theo Sundermeier stammt aus Bünde in Westfalen. Im Hause seines Vaters, ein Zigarrenfabrikant herrschte der pietistische Geist der lutherischen Ravensberger Erweckungsbewegung. Es war nicht leicht daraus auszubrechen. Als er nach den ersten Semestern in Bethel auch in Heidelberg, „diesem liberalen Sündenpfuhl“, sein Studium fortsetzte, waren die Eltern sehr besorgt. In Heidelberg promovierte er 1961 zum Dr. theol. im Fach Religionsgeschichte und Missionswissenschaft.

Mitten im Vikariat in Emsdetten bei Münster entsandte ihn der Präses der Westf. Kirche zum Studium ins Ökumenische Institut in Bossey/Schweiz, das wichtige ökumenische Erfahrungen ermöglichte. Der Weg nach Afrika bahnte sich an.

Auf einem Musikwochenende lernte er 1963 seine spätere Frau Renate Wellmer kennen. Sie war als Assistentin an der PH in Wuppertal und seinerzeit eine der besten Blockflötistinnen Deutschlands. Da im Auftrag der (damaligen) Rheinischen Mission die Ausreise nach Namibia bevorstand, heirateten die beiden kurzentschlossen und flogen, als die Visa endlich erteilt worden waren, 1964 nach Namibia, wo sie beide bis 1971 am Lutheran Theological Seminary unterrichteten. Neben Namibia war Umphumulo /Natal Südafrika eine weitere prägende Station, denn hier waren die tiefen Spannungen der Apartheidsideologie täglich hautnah zu

spüren. Drei Kinder wurden in Namibia geboren. Es waren schwierige Geburten, zudem machte eine Sonnenallergie das Leben für Renate Sundermeier in dem Sonnenland Namibia besonders schwer. Die lehrreichen und forschungsintensiven Jahre wurden dadurch belastet. Mit der Bespitzelung durch den südafrikanischen Geheimdienst wusste man umzugehen, die unvoreingenommene Akzeptanz durch die Studenten und die Vertreter der Black Consciousness Bewegung und Schwarzen Theologie wogen diese Belästigungen auf.

Viele Publikationen religionsgeschichtlicher Art entstammen den afrikanischen Erfahrungen. So mag es nicht verwundern, dass Theo Sundermeier aufgrund zahlreicher Veröffentlichungen zur Kirchengeschichte Namibias und zu den afrikanischen Religionen (ohne Habilitationsschrift) 1974 einen Ruf als Professor für Theologie der Religionsgeschichte nach Bochum erhielt. Nach acht fruchtbaren Jahren in Bochum, folgten noch um vieles fruchtbarere Jahre an der Universität Heidelberg. Bis zu seiner Emeritierung hatte er den Lehrstuhl für Missionswissenschaft und Religionsgeschichte inne. Ca. 50 Doktorandinnen und Doktoranden aus Deutschland und Übersee dürfen sich zu seiner „Familie“ zählen. Sie sind nicht nur durch den offenen und fruchtbaren akademischen Austausch in den Doktorandenkolloquien geprägt worden, sondern auch durch die herzliche und vertrauensvolle Atmosphäre des Hauses Sundermeier – in fröhlicher Atmosphäre klangen hier gemeinsam

die Abende aus, meist begleitet durch virtuose Musik von Renate und zu später Stunde gönnte sich Theo stets noch ein „Zigarettenchen“. Weltweit stammen 20 Lehrstuhlinhaber aus diesem Kreis und viele sind in ökumenischen und interreligiösen kirchlichen Stellen tätig.

In seiner aktiven Zeit hat Sundermeier in etlichen Gremien mitgewirkt und den Vorsitz innegehabt – hier sei nur die Deutsche Gesellschaft für Missionswissenschaft (DGMW) erwähnt, die er von einem „Missionarsverein“ zu einer wissenschaftlichen Gesellschaft erhoben hat und die EKD-Kammer für Kirchlichen Entwicklungsdienst. Vielseitige Herausgeberschaften von Buchreihen und Miterausgeber verschiedener Zeitschriften (z.B. ThLZ) sind zu nennen sowie zahlreiche Publikationen.

Die Weite seines Forschungsinteresses und der verschiedenen Arbeitsgebiete, mit denen er sich in den letzten Jahrzehnten beschäftigt und weit über sein Fachgebiet hinaus profiliert hat, sind eindrücklich. Dabei mag es überraschen, dass sein akademisches Lebenswerk umspannt ist von kunsthistorischen Publikationen. Die Begegnung mit den Symbolwelten unterschiedlichster Kulturen und die theologische Interpretation ihrer künstlerischen Darstellung ist für Theo Sundermeier Zeit seines Lebens wichtig gewesen. Es darf hier ebenfalls seine überzeugende Kenntnis und seine ambitionierte Auseinandersetzung mit medizinischen Praktiken aus anderen Kontexten angeführt werden. Heil und Heilung sind für ihn Kategorien, die nicht nur im Anthropologischen ihren Ursprung haben, sondern zutiefst religiöse Begriffe sind. So erscheint es schlüssig und konsequent, dass er sich in seinem akademischen Forschen intensiv mit Hermeneutik auseinandergesetzt hat, ja gar eine neue Richtung, nämlich die Hermeneutik des Fremden prägte. Bereits Anfang der neunziger Jahre des letzten Jahrhunderts hat er sich mit der inzwischen hochaktuellen Herausforderung des Fremden auseinandergesetzt. Es geht darum, wie die Fremdheit anderer Konfessionen, Religionen und Kulturen wahrgenommen werden kann, ohne sie durch das Eintragen eigener kulturell-religiöser

Muster zu nivellieren. Dementsprechend konnte Sundermeier Missionswissenschaft neu als „Hermeneutik interkulturellen Verstehens“ definieren. Dabei soll sich Hermeneutik nicht nur am Verstehen von Texten zu orientieren, sondern immer auch die mediale Vermittlung in den Blick nehmen, wie z. B. künstlerische Darstellungen, Symbole und rituelle Handlungen, sowie Lieder und Feste. Es geht Sundermeier aber nicht allein darum, das Fremde gänzlich zu verstehen, sondern das Verstehen soll die Konvivenz mit dem Fremden helfen zu praktizieren. In seinem grundlegenden Artikel von 1986 „Konvivenz als Grundstruktur ökumenischer Existenz heute“ (Ökumenische Existenz heute, Bd. 1, München, 1986. 49-100) legt Sundermeier eine missionstheologische Neuakzentuierung vor: Das Mitleben mit dem Fremden wird als missionarische Präsenz und als Zielhorizont christlicher Sendung gesehen. Dabei baut sich die Konvivenz auf drei Säulen auf: Das voneinander Lernen, das untereinander Teilen und das miteinander Feiern. Diese drei „Charakterzüge der Konvivenz“ machen sie aus. Konvivenz ist allerdings nicht ein neuer Begriff für Mission. Sie ist nur ein Aspekt neben dem Dialog und dem Zeugnisgeben, die Sundermeiers Missionsverständnis ausmachen. Für Sundermeiers religionsgeschichtlichen Ansatz ist seine Unterscheidungen der primären und sekundären Religionserfahrung zentral. Er weiß aus eigener Anschauung und Mitleben, dass Stammesgesellschaften wesentlich von religiösen Vorstellungen durchdrungen sind. Gesellschaft und Religion sind in diesen Gemeinschaften immer nur in engster Symbiose anzutreffen – es herrscht ein Mit- und Ineinander von Religiosität und Gesellschaft vor. Die Religionen einer solchen Kleingesellschaft sind unmissionarisch und für eine Gruppe von Menschen relevant, die in einem geographisch begrenzten Raum leben, die gleiche Sprache sprechen und oft in einem Verwandtschaftsverhältnis zueinander stehen. Diese Strukturen bezeichnet er als primäre Religionserfahrung, die in allen Religionen zu finden ist. Es herrscht keine Entwicklung vor, die von einer primitiven zu einer höheren Stufe führt. Es verändert

sich vielmehr die Religionserfahrung mit der Welt- erfahrung, so dass „sich das Neue immer wieder in die primäre Erfahrung integriert und an ihr ausgerichtet“ (Theo Sundermeier).

Dieses Neue nennt Sundermeier die sekundäre Religionserfahrung. Sie ist durch Individualisierung gekennzeichnet. Man kann sich gegen oder für sie entscheiden. Sie ist nicht mehr auf die Kleingruppe beschränkt. Daher tritt sie missionarisch auf und versteht sich als „vera religio“.

Die sekundäre Religion löst nicht die primäre ab, sondern sie setzt sie voraus. Dabei bildet die primäre den Deutungsrahmen und das Vorverständnis. Primäre Religionserfahrungen werden durch die sekundäre selektiert, interpretiert, transformiert und integriert. Durch diese Integration kann das Fremde inkulturiert und die Semantik umgedeutet werden und ein Teil der vorgegebenen Kultur und Gesellschaft sowie der Religion werden.

Die *Weihnachtspredigt* zu Lukas 2,12 „Und das habt zum Zeichen: Ihr werdet finden das Kind in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegen“ dient sehr gut als Beispiel dafür wie Sundermeier seine akademischen Erkenntnisse nicht nur für einen „akademischen Elfenbeinturm“ verfasst hat, sondern sie auch dem/der Seelsorger/in und Prediger/in zu Nutzen kommen.

Zu Beginn stellt er gleich die herausfordernde Frage „Wie und warum mischt sich Gott ein?“ - eine „captatio benevolentiae“ der Hörer/innen, da sie einen provokativen Charakter hat und somit die Aufmerksamkeit der Hörer/innen verspricht. In drei Schritten gibt Sundermeier eine Antwort auf die Frage. Zunächst macht er deutlich wieso es die Hirten sind, die die Botschaft empfangen -

Ausgegrenzte, Arme, anders Glaubende. Das Fremde und die Fremdheit wird hier in den Mittelpunkt gestellt und durchaus positiv gewertet: Durch sie kommt Gott in die Welt! Die zweite Erklärung sieht er darin, dass den Hirten ein „Zeichen“ mitten in ihr alltägliches Leben gegeben wird. Dieses wird zwar nicht immer gleich von uns verstanden, aber es ist Teil von unserer Symbolwelt (dank der primären Religionserfahrung) - „solch ein Zeichen ist nie ein ganz fremdes Zeichen. Es ist immer etwas von uns selbst dabei...“ und wer sich diesen Zeichen Gottes anvertraut, „wird verändert, gerettet, erfährt Heil und Heilung“. Die dritte Erklärung auf die Frage „Warum Gott sich einmischte?“ findet Sundermeier in der Tatsache, dass die Hirten gerade nicht auf etwas Außergewöhnliches, sondern geradezu Alltägliches gewiesen werden, auf „ein Kind in der Krippe“. Allerdings gilt es - ganz im missionarischen Sinne - sich aufzumachen und genau hinzuschauen „und das, was vor Augen liegt (anzunehmen) als Gottes Zeichen“.

In seinem Schlussteil fasst er nochmal zusammen, dass es darum geht, die Zeichen Gottes in unserem Leben richtig zu erkennen (Hermeneutik des Fremden) - dazu gehört das respektvolle Miteinander (Konvivenz) wie auch überhaupt das Miteinander zu pflegen (afrikanische Weisheit: Der Mensch wird Mensch durch den Menschen).

Konvivenz ist für Theo Sundermeier nicht nur eine hilfreiche akademische Kategorie (die inzwischen als theologischer Begriff Eingang in die RGG gefunden hat), sondern vielmehr eine theologische Bezugsgröße sowie eine Lebenseinstellung im Umgang miteinander.

PREDIGTBEISPIEL

„Und das habt zum Zeichen: Ihr werdet finden das Kind in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegen“, Predigt über Lk 2,12 in der Peterskirche 2011.

„Weihnachten finde ich ja cool“, so erzählte mir vor einiger Zeit eine Berufsschullehrerin von dem Einwand einer Schülerin, „Weihnachten finde ich ja cool, aber warum die Kirche sich da so einmischt, verstehe ich nicht“.

Wir könnten nun über die Kulturvergessenheit unserer Zeit lamentieren, und darüber, dass zur Verteidigung des Christentums in unserer Gesellschaft Parteien und Politiker gern von der Kulturbedeutung des Christentums mit seinen Festen und Symbolen sprechen.

Das mag alles ganz schön und gut sein– oder auch nicht, wir wollen vielmehr die Frage noch schärfer stellen und fragen: Warum mischt Gott sich hier ein? Warum mischt er sich in unsere Menschenwelt überhaupt ein?

Wir suchen eine Antwort und lassen uns von der Weihnachtsgeschichte leiten und greifen einen Vers heraus: Lk. 2, 12.

Die Frage „Warum mischt Gott sich ein?“ muss durch eine zweite ergänzt werden: „Wie mischt Gott sich ein?“ Nur wenn wir beide Fragen zusammen bedenken, erschließt sich eine Antwort.

Drei Aspekte drängen sich auf. 1. Es sind Hirten, die die Botschaft empfangen. Alle romantischen Assoziationen, die das Wort „Hirte“ in uns auslöst, müssen wir vergessen. Aber auch jenes schöne Bild, das in Psalm 23 angesprochen wird: „Der Herr ist mein Hirte...“ Dort ist „Hirte“ ein Ehrentitel, der im Alten Orient den Königen zukam. Das ist hier nicht gemeint. Die Hirten gehören zum „am haarez“, zum verachteten Plebs, zur Schicht der Ausgegrenzten und Entfremdeten, den religiös Unreinen, die berufsmäßig mit Unreinem Berührung haben. Ausgerechnet sie bekommen die Gute neue Botschaft als Erste zu hören.

Es ist kein Zufall, dass sie für die neue Botschaft ausgewählt werden. Diese Situation von zwei sozialen, religiös bestimmten Schichten spiegelt die

Situation aller Religionen, nicht nur des Judentums, auch des Christentums. Immer gibt es die religiöse Oberschicht, die das Sagen hat, die Ausgrenzungen vornimmt. Immer gibt es die Ultraorthodoxen, die Fundamentalisten, die alles besser wissen und jene be- und verurteilen, die nicht ihrer Meinung sind, die nicht ihre Glaubensüberzeugungen teilen und vor allem, die nicht ihrem Lebensstil folgen und in ihren Augen unrein sind und darum keinen Zugang zum Heiligtum bekommen.

„Die Starken bedürfen des Arztes nicht“, sagt Jesus, „sondern die Kranken“ (Matth. 9, 12). Weil die Menschen krank sind, an Leib und Seele, mischt Gott sich ein. Will die Kirche, wollen wir der Weihnachtsbotschaft folgen, ist uns hier der Weg gewiesen: Wie Gott sollen wir uns einmischen und bei den Armen, den Verfolgten, den Gefangenen, und auch bei den angeblich so gottlosen Menschen sein.

2. Den Hirten wird ein „Zeichen“ an die Hand gegeben. Sie empfangen es nicht in einer heiligen, reinen, geistlich gesteigerten Situation und Stimmung. Sie empfangen es nicht nach jahrelanger Meditation, sondern mitten in ihrer alltäglichen, allnächtlichen Arbeit. Die Nacht mag dabei so etwas wie ein Spiegel ihrer gesellschaftlichen, ökonomischen und seelischen Situation sein. Hier also, mitten im dunklen, ermüdenden Alltag bekommen sie ein Zeichen. Das ist kein Verkehrszeichen wie ein Einbahnzeichen, wie eine rote Ampel. Die sind eindeutig und lassen keine Interpretationsmöglichkeit zu. Man befolgt sie, wenn man nicht eine Strafanzeige bekommen oder ein Unglück verursachen will.

Das Zeichen, das den Hirten an die Hand gegeben wird, hat andere Dimensionen. Es weist über sich hinaus, es weist auf etwas ganz anderes. Es wird nicht immer gleich verstanden werden wie ein

Verkehrszeichen. Es kann übersehen, abgelehnt werden. Aber es will angenommen werden, damit sich etwas ändern kann. Solch ein Zeichen ist nie ein ganz fremdes Zeichen. Es ist immer etwas von uns selbst dabei, etwas das wir kennen. Das Zeichen hat mit der eigenen Lebenserfahrung zu tun, es enthält Elemente unseres eigenen Umfeldes. Sonst würden wir es nicht verstehen.

Die Krippe, der Futtertrog – das ist das Zeichen, auf das die Hirten gewiesen werden. Den Futtertrog kennen sie zur Genüge. Der gehört zu ihrem Geschäft. Das ist Alltag schlechthin. Aber ist das ein Zeichen, etwas so Besonderes, daß es einen herausholt aus der Krümmung in das eigene Ich und man sich auf den Weg macht? In der Tat, die Zeichen Gottes sind zunächst nichts Außergewöhnliches. Sie erscheinen als etwas Alltägliches. Sie können so leicht übersehen werden. Aber sie wollen angenommen werden, damit sich bei uns etwas ändert. Nein nicht nur annehmen, sie wollen in uns hineingenommen werden. Dann wirken sie. Wer sich ihnen anvertraut, wird verändert, gerettet, erfährt Heil und Heilung.

Die Hirten machen sich auf den Weg. Hier gilt nicht der Satz, den man immer wieder hören kann und der im Buddhismus zuhause ist: „Der Weg ist das Ziel“. Nein, der Weg ist nicht das Ziel, er hat ein Ziel. Man muß das Zeichen annehmen und sich führen lassen zum Ziel.

War es so nicht auch bei den Weisen aus dem Morgenland? Die Sterne zu deuten war Alltagsgeschäft. Sie nehmen das Zeichen an, machen sich auf den Weg. Er führt sie nach Jerusalem. Aber das war nicht das eigentliche Ziel. Das Wort der Schrift, Gottes Wort mußte ihnen in Jerusalem gesagt werden und sie leiten, so daß sie den Weg aus der Königsstadt, aus der Hochburg religiöser Arroganz in die Niederungen, in das winzige Nest Bethlehem finden. Das Wort Gottes hilft, die Zeichen zu deuten, wie bei den Hirten.

Für Luther sind die Taufe und das Abendmahl die gewissen Zeichen für uns, wo das Heil zu finden ist. Das Wort kommt zu dem ganz gewöhnlichen Wasser, das Wort kommt zu der alltäglichen Nahrung, Brot und Wein, und zeigt uns, wo das Heil zu empfangen ist.

Aber es gibt auch die kleinen Zeichen, kleine Winke, die uns geleiten auf Wege, die für unser Leben so wichtig werden. Kleine Gesten von Menschen, ein beiläufig gesprochenes Wort in einer für uns schwierigen Situation, ein Wort aus den Lesungen der Brüdergemeine, das sind Hinweise, Zeichen Gottes. Was wie ein „Zufall“ aussieht, ist oft ein Zeichen Gottes. Oft erkennen wir das erst im Nachhinein. Scheinbar führten solche „Zufälle“, solche Zeichen uns auf Umwege, aber letztlich haben sie uns zum richtigen Ziel gebracht.

Meine Frau erzählte, wie sie als Schülerin in der Turnhalle einem Handballspiel ihrer Schule zuschaute. Es winkte vom anderen Ende der Halle eine Mitschülerin, sie solle doch zu ihr und den anderen kommen. Sie ging dorthin, aber keine der Mitschülerinnen hatte gewunken. Aber als sie ihren Platz verlassen hatte, löste sich von der Decke ein großer Steinbrocken, der sie erschlagen hätte. Auch das war ein Zeichen Gottes gewesen.

Gott mischt sich ein, um uns zu schützen, um uns zu retten. Er mischt sich so ein, daß auch einfache, alltägliche Dinge zu Zeichen seiner Gegenwart und rettenden Hand werden.

3. „Ihr werdet finden, das Kind in Windeln gewickelt“. Sicherlich ist der Anblick eines gerade geborenen Kindes nichts Alltägliches. Aber für die Hirten nichts Fremdes, sie kennen es aus der eigenen Familie. Sie werden nicht auf etwas Außergewöhnliches hingewiesen. Nach dem großen Engelsgesang muß das wie eine „anticlimax“ gewesen sein. Was aber ist an dem Baby so zeichenhaft? Wir haben in den Lesungen des AT vorhin gehört: „Wunderbar, Rat, Kraft, Held, Friedefürst“ (Jes. 9) heißt der Sohn, der uns geboren wird. Das sind Preisnamen auf einen neugeborenen Prinzen, wie sie im Alten Orient bei der Geburt des neuen, zukünftigen Königs gesprochen wurden. Aber davon kann keine Rede sein hier im Stall von Bethlehem. Ein Kind wurde unter ärmlichsten Verhältnissen geboren. Das ist alles. Aber es ist das Zeichen Gottes schlechthin dafür, daß er sich eingemischt hat.

Gott mischt sich ein. Doch wie mischt er sich ein, fragten wir? Hier müssen wir zwei Antworten

geben: a) Gott mischt sich auf Augenhöhe mit uns ein. Wir alle haben so das Licht der Welt erblickt wie dieses Kind in Bethlehem, einige unter schweren, andere unter sicheren häuslichen Umständen. Aber uns unterscheidet nichts in unserer Geburt von der Geburt dieses Kindes. Wenn also Gott uns in Jesus begegnet, begegnet uns nichts Fremdes. Wir müssen nicht in die Ferne schweifen, nicht nach Exotischem, nach dem Besonderen suchen, nach Wundern Ausschau halten, wenn wir Gott erkennen wollen. Gott mischt sich so ein, dass wir seine Zeichen verstehen können. Gotteserkenntnis ist nicht das Außergewöhnliche, sondern das nahe Liegende. Wir müssen nur wie die Hirten uns aufmachen und hinschauen. Und das, was vor Augen liegt, annehmen als Gottes Zeichen. „So du glauben würdest, würdest du die Herrlichkeit Gottes sehen“, sagte Jesus zu Martha am Grab des Bruders (Joh. 11, 40).

Die Hirten haben dem Wort des Engels geglaubt. Sie sahen in dem Kind die Herrlichkeit Gottes.

Doch was für eine „Herrlichkeit“ ist das? „Holder Knabe im lockigen Haar“ - vergessen wir das schnellstens. Von der Schönheit des Kindes hören wir nichts. Dass die mittelalterlichen Künstler – von wenigen Ausnahmen abgesehen – nicht anders konnten, als dem Kind eine himmlische Schönheit zu geben, so dass die Betrachter der Bilder sich daran erfreuten, war ihr Recht. Auch wir dürfen uns daran erfreuen. Aber das ist nicht gemeint, wenn der Engel von einem „Zeichen“ spricht. Wie die Hirten sollen wir genau hinschauen, um eine weitere Dimension des Zeichens zu verstehen.

b) Ein neugeborenes Kind ist höchst verwundbar, verletzlich. Es ist absolut auf den anderen Menschen angewiesen, auf die Mutter und den Vater und ihre Hände, die es berühren, es beschützen, auf ihre Gesichter, die Zuneigung und Liebe vermitteln. Es braucht die Freundlichkeit der anderen Menschen, um Mensch unter Menschen zu werden. Gerade in dieser Verletzlichkeit, in seiner Angewiesenheit auf andere Menschen ist es ein Zeichen

für Gottes Gegenwart, ist es ein Zeichen dafür, wie und warum sich Gott einmischt. Wir brauchen gerade solch ein Zeichen in unserer durch den ökonomischen Wettbewerb so beinhart gewordenen Gesellschaft. Gerade diese verletzliche Freundlichkeit brauchen wir in unserer Gesellschaft, in der Individualität und Autonomie so groß geschrieben werden. Wir brauchen das freundliche Angesicht anderer Menschen. „Der Mensch wird Mensch durch den Menschen“, lautet ein viel zitierter Satz aus Afrika. Verletzte und verletzte Menschen sind dafür oftmals die besten Lehrmeister, wie eben das Kind in der Krippe. Darum können wir es nun präziser sagen: „Der Mensch wird Mensch durch ihn, der Mensch wurde“ (B. Sundkler).

Es hat mich tief berührt, wie der schwerstbehinderte Philippe Di Borgo – dessen Schicksal durch den Film „Ziemlich beste Freunde“ weltbekannt wurde, in einem Interview mit Elisabeth von Thadden, das er nur mit Mühe und unter ständigen Schmerzen geben konnte, sagte: „Als ich vor zwanzig Jahren lernen musste, mit der Schwerstbehinderung zu leben, merkte ich irgendwann, dass es nichts Elementareres gibt, als ein menschliches Gegenüber zu haben... Das Glück besteht im Austausch mit anderen Menschen“. „Zerbrechlichkeit“, sagt er, muss „ins Zentrum unserer Gesellschaft rücken.“ Ja, eben solche Verwundbarkeit müssen wir, muss die Kirche auch im Gespräch mit Angehörigen anderen Glaubens leben. Wir brauchen keine Machtdemonstrationen, sondern Menschen, die sensibel sind für die Würde der andern. Indem wir die Würde der anderen respektieren, gewinnen wir auch unsere eigene Würde zurück.

Hat die Behinderung di Borgo zum Kind in der Krippe geführt, so dass er vielleicht deswegen zu dieser wichtigen Einsicht gekommen ist? Nein, an Gott glaubt er nicht. Den gibt es für ihn nicht. Aber Jesus, von ihm sagt er: „Ich bin ein großer Anhänger von Jesus. Was für ein Mensch! Er hat alles Bestehende umgekehrt...Seine Botschaft der Güte, der Großzügigkeit, des Erbarmens ist unübertroffen“. „Er hat alles Bestehende umgekehrt“ – wie präzise wird in diesem einen Satz Jesu Wirken auf den Punkt gebracht. An Gott glaubt er nicht, aber

– nun könnte man beim Lesen dieser Sätze fast schmunzeln – er hat ihn ja. In diesem Kind, in dem Menschen Jesus ist Gott ganz und gar gegenwärtig. „Fragst du, wer er ist, er heißt Jesus Christ – und ist kein anderer Gott“, so heißt es in dem großen Reformationslied. „Es ist der Herr Christ, unser Gott“, haben wir eben gesungen. Wenn wir so sprechen und singen, dann haben wir das tiefste Geheimnis des Zeichens von Bethlehem verstanden. Mit Jesus haben wir Gott, ob wir an Gott glauben oder nicht.

Die Hirten zogen fröhlich ins Dorf und zurück zu ihren Schafen. Ihr Herz war so voll von dem, was

sie gesehen und gehört hatten, dass sie es unbedingt weitererzählen mussten.

Wenn wir so die Zeichen Gottes in unserem eigenen Leben bedenken und wie die Hirten vor allem das Zeichen in Bethlehem annehmen und in uns hineinnehmen, dann können wir nicht anders als fröhlich zu werden. Dann sollen wir mit dem Eingangschor aus dem Weihnachtsoratorium singen und sagen: „Jauchzet, frohlocket...Lasset das Jauchzen, verbannet die Klage, stimmt voll Jauchzen und Fröhlichkeit an.“ Weihnachten ist Freudenzeit.

LITERATURHINWEISE

SUNDERMEIER, Theo: Den Fremden verstehen. Eine praktische Hermeneutik, Göttingen 1996.

SUNDERMEIER, Theo: Mission – Geschenk der Freiheit. Bausteine für eine Theologie der Mission, Frankfurt 2005.

SUNDERMEIER, Theo: Was ist Religion? Religionswissenschaft im theologischen Kontext. Ein Studienbuch, Gütersloh 1999.